



# «Die Pflege hat lange nicht interveniert»



Verena Klopfenstein ist aktiv wie eh und je. Auch mit 69 hat sie keine Lust, die Hände in den Schoss zu legen.

BILD ETIENNE STREBEL

**PORTRÄT** Als sie jung war, wollte die Zürcherin Verena Klopfenstein auf keinen Fall Krankenschwester werden. Das ist ihr nicht gelungen: Mit 69 Jahren arbeitet sie noch im Pro Senectute Haus Frutigen – und macht sich auch politisch Gedanken zum Pflegeberuf.

ETIENNE STREBEL

Kindergärtnerin war ihr erster Berufswunsch. Das ist ein sehr bedeutender, aber auch fröhlicher Job, bei dem eine Menge Lieder angestimmt werden. Und da monierte plötzlich eine spitze Zunge, sie könne doch überhaupt nicht singen. Ein Schock! «Und ich weiss bis heute nicht recht, ob das wirklich stimmt», grübelt Verena Klopfenstein. Trotzdem, diese Aussage war dafür verantwortlich, dass der Traumberuf für sie ein Traum blieb.

Stattdessen arbeitete Klopfenstein bei einer Steuerberatung und auf einer Bank. «Wäre mir ein Studium möglich gewesen, hätte ich Medizin gewählt», sinniert sie. «Zurückblickend bin ich gar nicht so weit vom Weg abgekommen.» Doch damals wollte Verena Klopfenstein erst einmal unbedingt Kinder.

## Pflegenotstand

Dieser Traum ging in Erfüllung. Aber auf einmal, nach ein paar Jahren, stand sie alleine da, mit einem Mädchen und einem Buben. Das Mädchen besuchte

die erste Klasse, der Junge die fünfte. Eines Tages las sie in der Zeitung einen Beitrag von Jean Pierre Beuret, dem heutigen Leiter des Pro Senectute Hauses Frutigen. Darin berichtete er von einem neuen Krankenpflege-Ausbildungsgang der Pflegeschule des Lindenhospitals in Bern.

Damals herrschte – wie heute auch – in den Spitälern und Altersheimen Pflegenotstand. Die neue Ausbildung sollte Frauen, deren Kinder bereits grösser waren, animieren, Allgemeine Krankenpflege (AKP) zu lernen. Der Lehrgang erstreckte sich auf vier statt wie üblich auf drei Jahre. Das Arbeitspensum war auf 60 Prozent begrenzt. «Meine Kinder waren damals noch recht jung, aber ich wagte es trotzdem», erzählt Verena Klopfenstein. Die Zeit von 1993 bis 1997 sei für sie als Alleinerziehende nicht besonders leicht gewesen.

Für Verena Klopfenstein war der Ausbildungsplatz in Zweisimmen ideal. Sie schloss die Lehre gut ab und arbeitete

dort weiter. Auf der akuten Medizinabteilung pflegte und betreute sie auch Menschen, die man heutzutage in einem Alters- und Pflegeheim unterbringt. «Einmal gab ein Bergbauer seine Mutter bei uns ab – für drei Monate, weil er sie in ihrem Zustand nicht auf die Alp mitnehmen konnte», erzählt sie. Ja, früher sei so etwas noch möglich gewesen.

## Kein Frontalunterricht mehr!

Jean Pierre Beuret, der damals als Pflegedienstleiter im Spital Zweisimmen arbeitete, ermunterte seine Angestellten oft, sich weiterzubilden. Verena Klopfenstein schlug er eine Ausbildung zur Erwachsenenbildnerin vor. «Das war ein Schlüsselerlebnis für mich. Kein Frontalunterricht mehr, wie wir ihn in unserer Ausbildung noch erlebt hatten», schwärmt sie.

Beuret wollte diese Art von Unterricht auch in den regelmässig stattfindenden Lerntagen mit den Lehrlingen einführen. Die Lernenden setzten sich aus PflegefachschülerInnen, Fachangestellten Gesundheit (FAGE), angehenden Hebammen und Pflegeassistentinnen zusammen, eine buntgemischte Gruppe mit sehr unterschiedlichen Voraussetzungen. «Aber ich wusste, das Lernen

funktioniert so besser», sagt Verena Klopfenstein.

An den Lerntagen musste sich jede Schülerin, jeder Schüler überlegen, was sie/er an diesem Tag lernen wollte. Das konnten auch einfache Fragestellungen sein, etwa: «Wie bringe ich jemanden zum Essen, der sich dagegen sträubt?» Am Nachmittag machte jede/r einen Vortrag über ihr / sein Lernprojekt.

«Ich bin keine Lehrerin, keine, die einfach doziert. Aber ich kann Leute motivieren, selber zu lernen», sagt Verena Klopfenstein. «Bei mir legen die SchülerInnen von Anfang an Hand an. Ich bin dabei und korrigiere, wenn es nötig ist. Sie können also nichts falsch machen. Wichtig ist, dass sie selber aktiv sind.» Verena Klopfenstein will ihre Schüler nicht in erster Linie belehren. «Mein Ziel ist, sie zu etwas zu befähigen.»

## Die Altersbarriere(n)

Mit 60 Jahren verliess Verena Klopfenstein das Spital Zweisimmen, weil dessen Zukunft nicht mehr gesichert war. Ein richtiger Entscheid, wie sich herausgestellt hat. Sie wirkte weiter als Bildungsverantwortliche in einem Altersheim, das auch zur Spital STS (Simmental-Thun-Saaneland) AG gehörte. Ihr damaliger

Chef wollte sie nur bis zu ihrem 65. Altersjahr beschäftigen. «Aber für mich war noch nicht Schluss, ich arbeitete ja noch gar nicht so lange in diesem Beruf», sagt sie. Der Zufall wollte es, dass sie ihre Berufslaufbahn im Pro Senectute Haus Frutigen als Bildungsverantwortliche weiterführen konnte. Das war vor vier Jahren.

Bis Ende Juli arbeitet Verena Klopfenstein zu 40 Prozent, dann noch zu 10 Prozent, bis sie 70 wird. Sie will unbedingt noch drei Schülerinnen durch die Prüfungen begleiten. Danach ist Schluss. «Eigentlich kann ich mir noch gar nicht vorstellen, wie es dann sein wird», sagt Klopfenstein. Sie würde gerne etwas Neues machen. Vielleicht ein Buch schreiben? Eines weiss sie jedoch bestimmt: «Ich werde keine Freiwilligenarbeit im Altersheim machen, es muss etwas ganz anderes sein.»

## Geld am falschen Ort ausgegeben

Auch wenn sie nicht mehr lange an der Front tätig sein wird, macht sich die erfahrene Pflegefachfrau und Ausbilderin Gedanken zur Zukunft des Gesundheitssektors, insbesondere zur Betreuung von alten Menschen. Was würde sie anordnen, wenn sie die Macht hätte, in diesem Bereich etwas zu ändern? Die Antwort kommt rasch: «Ich würde von den Politikern verlangen, das Geld im Gesundheitswesen anders zu verteilen. Es wird oft am falschen Ort ausgegeben.» So müsse nicht jedes Spital mit den neuesten und teuersten Geräten ausgerüstet sein. Auch bei der Spitzenmedizin könnte man Geld einsparen und bei den Medikamenten – auch in Altersheimen. «Mit einer guten Betreuung könnte man auf manche Tablette verzichten. Aber die Krankenkasse bezahlt halt nur die Pille, nicht jedoch die Betreuung», sagt sie.

So ist der Blick in die Zukunft der Alters- und Pflegeheime für Verena Klopfenstein nicht ganz ungetrübt. Damit sie rentabel betrieben werden könnten, müssten sich die Heime immer mehr zusammenschliessen. Daraus könnten immer grössere Verbände entstehen – wie Fabriken, befürchtet sie. Heimleiter wären dann für mehrere Institutionen zuständig. Heute entscheide man sich für ein regionales Heim, weil man es kenne. In ein grosses, unpersönliches Heim gingen wahrscheinlich nicht viele freiwillig. Aber man dürfe die Hoffnung nicht aufgeben. «Es gibt ja zum Glück Menschen, die das sehen und dagegen ankämpfen. Die Pflege hat zu lange nicht interveniert. Das muss sich ändern, im grösseren Stil!»